

ihre Ermittlungen gegen die Verdachtspersonen einzustellen. Sie war nur vorsichtiger geworden, inner- und außerhalb ihrer eigenen Behörde. Auch wenn es ihr von Tag zu Tag schwerer fiel, sich zu konzentrieren. Zu dieser Zeit ernährte sie sich nur noch von abgepackten Müsliriegeln, die sie jedes Mal in einem anderen Bio-Supermarkt kaufte. Es gab noch Menschen, denen sie vertrauen konnte. Nicht viele, eigentlich nur einen einzigen, den sie nie ganz ernst genommen hatte. Aber der ihr in den letzten Wochen zu einer großen Stütze geworden war. Aber der konnte ihr auch nicht mehr helfen an diesem Freitag, dem dreizehnten März vor vier Jahren.

Es gibt keine Zeugen, und die Überwachungskameras hatte sie ausgeschaltet, als sie nach Hause gekommen war. Eindeutig in den Akten belegt ist, dass sie gegen neunzehn Uhr noch einmal die Wohnung verließ, sich hinters Steuer setzte und den Motor startete, noch bevor das Garagentor hochgefahren war. Dass Tobi vermutlich auf dem Rücksitz lag und später zu ihr gekrochen sein musste, als klar war, dass keiner von beiden das Auto mehr lebend verlassen würde. Dass die Zentralverriegelung zuschnappte und die Abgase über einen umfunktionierten Staubsaugerschlauch ins Wageninnere gelangten. Dass es ein Selbstmord war, so steht es in den Akten. Heute noch. Vermutlich psychische Probleme. Im Haus fand man Psychopharmaka und einen Abschiedsbrief. Im Wagen, am nächsten Morgen, Carolin Weigerts Leiche und einen toten Hundewelpen.

Es sagt eigentlich eine ganze Menge über unsere Gesellschaft, dass der grausame Tod des kleinen Hundes in den kommenden Tagen mehr Gemüter bewegte als eine tote Staatsanwältin. Ich erinnere mich noch, dass ich die Schlagzeilen las und mich fragte, wer so etwas durchgehen ließ: »Musste Tobi leiden?« Mein alter Kumpel Marquardt, der mittlerweile alle Delikte, auch solche, die es noch gar nicht gab, in seiner Kudamm-Kanzlei bearbeitete, hatte sie gekannt. Wir unterhielten uns darüber, ein paar Tage, ein paarmal, dann wurde Carolin Weigerts einsamer Tod vom

Alltag eingeholt, an den Rand gedrängt und schließlich vergessen. Aber ich erinnere mich noch an eine U-Bahn-Fahrt kurz nach dem Bekanntwerden der Tragödie. Zwei ältere Damen, wahrscheinlich auf dem Weg zum Konditor, unterhielten sich über die Schlagzeile.

»Wer schafft sich denn erst einen Hund an und bringt sich dann um?«

»Das arme Tier.«

»Ja. Das arme Tier.«

Ich denke, Tobi hat seine Treue und Loyalität auch posthum noch unter Beweis gestellt. Er war, meine Freunde, euer erster großer Fehler. Und ihm sollten weitere folgen. Denn wenn eine Tat nur um der Vertuschung willen geschieht, dann darf das Motiv niemals mehr das Licht des Tages sehen. Ihr dachtet, es wäre mit Carolin Weigerts Tod ausgestanden. Ihr hattet vier Jahre lang Ruhe und Zeit zum Vergessen. Nie hättet ihr geglaubt, dass jemand wie ein Maulwurf beharrlich in der Dunkelheit gräbt und gräbt und gräbt.

Und damit meine ich nicht mich. Vorläufig wenigstens.

2

Für mich begann die ganze Geschichte damit, dass ich gerade dabei war, nach einer schlimmen Zeit im Krankenhaus (und nicht nur da) wieder auf die Beine zu kommen. Dazu gehörte, mein Leben neu zu ordnen, privat und beruflich. Privat gab es da nicht viel, beruflich musste ich eine Menge besänftigende Telefonate und komplizierte Korrespondenzen führen. Aber die meisten wussten Bescheid. Auf die Buschtrommeln ist selbst in Berlin Verlass. Ich hatte ein eigenes Büro, es Anwaltskanzlei zu nennen wäre vielleicht übertrieben, aber es gab wieder Fälle und Mandanten, und die ganze Herrlichkeit des Lebens und das Geschenk, dem Tod so haarscharf entronnen zu sein, gipfelte in der Bearbeitung von Eigentumsdelikten, Schwarzfahren und leichter Körperverletzung. Also genau das, was man einem Rekonvaleszenten wie mir zumuten konnte.

Die Post bestand hauptsächlich aus Rechnungen, die ich bezahlen musste, und Rechnungen, die meine Mandanten mit fantasievollen Entschuldigungen nicht bezahlen wollten. Ich war wieder dort, wo ich schon vor zehn Jahren gewesen war, nur dass der Zauber des Anfangs vom Fluch der Wiederholung getrübt wurde. Ich fühlte mich wie in einer Warteschleife, und jedes Mal, wenn es so klang, als ob in der Leitstelle Leben jemand rangehen würde, begann nach einem vielversprechenden Knacken und Rauschen das ewig gleiche Dudeln wieder von vorn.

Ich war an jenem Tag in Eile. Fröhlich nichts Ungewöhnliches. Ich hatte mir in der Küche unserer Bürogemeinschaft einen Kaffee geholt und wie so oft unserer alten, asthmatischen Trägermaschine hinterhergetrauert. Um sie hatten Marie-Luise und ich gestritten wie ums Sorgerecht für den Familienhund. Ich hatte nachgegeben, und sie konnte jetzt ihre von glücklichen bolivianischen Pflückern geernteten Bohnen in

ihrer Hinterhofbutze zu so viel dunklem, duftendem Espresso verarbeiten, wie sie wollte. Der Verlust war noch nicht verarbeitet. Sie hatte mein Leben in vielerlei Hinsicht verändert, und wer jetzt rätselt, was ich damit meine – Marie-Luise oder die Kaffeemaschine? –, dem muss ich beipflichten, dass es mir genauso geht. Vor allem abends, wenn aus den anderen Büros junge Menschen mit seltsamen Kopfbedeckungen hinausschwärmen ins Berliner Nachtleben, sich die Klinke in die Hand geben mit denen, die gerne nachts im geisterhaften Licht ihrer Laptops und riesigen Monitore arbeiten, ein stetes Kommen und Gehen, eine freundliche Unverbindlichkeit, ein locker gewebtes Netz, an den Knotenpunkten durch gemeinsame Projekte verbunden, die Wanderarbeiter der neuen Zeit, das Prekariat der *Information Technology*. Ich fühlte mich manchmal wie ein Relikt aus den Anfängen des Manchesterkapitalismus. Einer, der den Anschluss verliert an all das Neue. An meinen Schreibtisch war ich durch einen ganz altmodischen Aushang gekommen, *Coworking Space*, wöchentlich kündbar, nichts auf Dauer, aber wer wollte das schon in Berlin haben? Wir arbeiteten nebeneinander her. Ich gewöhnte mich ziemlich schnell an diesen Zustand und daran, der Älteste von allen zu sein. Immerhin hatte ich bei Computerproblemen sofort jemanden zur Seite.

Der Brief, den ich also an einem hastig durchschrittenen Morgen in meinem Eingangsfach fand, kam vom Finanzamt Wilmersdorf, bei dem ich immer noch geführt wurde. Ein Umschlag aus grauem Recyclingpapier, Poststempel, Absender im Sichtfenster. Genau die Sorte Post, mit der man sich als Letztes beschäftigen möchte. Als Volljurist hatte ich gleichzeitig mit dem zweiten Staatsexamen auch die Prüfung zum Steuerberater abgelegt, deshalb hatten Marie-Luise – ebenfalls Volljuristin, man wollte es manchmal nicht glauben – und ich unsere Jahresabschlüsse immer selbst gemacht. Als wir noch eine Kanzleipartnerschaft hatten, war das stellenweise in ein verbales Gemetzel ausgeartet, denn natürlich war ich derjenige, der seine Belege ordentlich aufbewahrte, während sie das Schuhkartonsystem aus Studentenzeiten bevorzugte. Nur einer von

vielen Gründen, weshalb wir seit einiger Zeit getrennte Wege gingen und ich mir täglich aufs Neue sagte, dass dieser Zustand von klinischer Ordnung, in dem sich mein Arbeitsleben gerade befand, genau das war, wonach ich mich jahrelang gesehnt hatte.

Der Brief war dünn und außergewöhnlich, denn eigentlich sollte es ein paar Monate Ruhe geben. Das vorvergangene Jahr war abgesehnet, für das vergangene hatte ich Zeit bis Jahresende. Es lag also kein Grund vor, Post vom Finanzamt zu erhalten. Er konnte nur zwei Dinge bedeuten: Ich bekam aus unerfindlichen Gründen Geld zurück, oder das Finanzamt wollte welches. Ich riss den Umschlag auf – besser, man hat es hinter sich.

Nach den ersten Sätzen war mir klar, dass es nicht nur um die Negativbilanz dieses Tages, sondern die der kommenden Wochen ging. Eine Prüfungsanordnung für die letzten vier Jahre, die in der Amtsstelle begann und als Außenprüfung in meinem Büro fortgesetzt werden würde. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff: eine Betriebsprüfung.

Der Mann oder die Frau würde nächste Woche hier auftauchen, sich mit Dienstausweis vorstellen und einen »geeigneten Arbeitsplatz sowie die erforderlichen Hilfsmittel« erwarten.

Holy shit.

Es war kaum auszudenken, was mich erwartete. Die letzten vier Jahre! Jede Rechnung, jede Kontobewegung, jede Quittung würden kontrolliert werden. Alles musste vorliegen. Fahrscheine. Restaurantbelege. Nachweise für Kopierpapier und Druckerpatronen. Das Finanzamt würde mein berufliches Dasein komplett auf den Kopf stellen und durchleuchten. Damit hätte ich vielleicht noch umgehen können, bis mir einfiel, dass ich dieses Dasein mit jemandem geteilt hatte.

Reflexartig, wie immer, wenn die Leitstelle Leben mir den Mittelfinger zeigt, rief ich Marie-Luise an.

»Vernau? Hey! Wie geht es dir?«

Sie klang etwas außer Atem. Den Hintergrundgeräuschen nach zu urteilen befand sie sich an einer dicht befahrenen Kreuzung.

»Gut. Danke. Also nicht gut, eigentlich.«